Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 32 (1989)

Artikel: Maria Wasers Roman "Land unter Sternen"

Autor: Multerer, Thomas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071725

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MARIA WASERS ROMAN «LAND UNTER STERNEN»

THOMAS MULTERER

«Wo gehen wir denn hin?» – «Immer nach Hause.»
Novalis

Maria Waser widmet ihren Roman «Land unter Sternen» der Schwester. Doch ist diese Zueignung nicht blosse Form oder gar Konvention. Die Widmung drückt der Dichterin Verhältnis zur Wirklichkeit aus, zur Wirklichkeit dessen, was in diesem «Roman eines Dorfes» gestaltet wird. Die Schwester – Frau Gertrud Röthlisberger – wäre, so die Dichterin, eigentlich diejenige, welche den Roman des Dorfes hätte schreiben müssen. Sie stehe mit beiden Beinen im Leben, in der Gunst des Lebens auch, so dass ihre – der Schwester – Schilderung des Heimatdorfes «zu lebendiger Gegenwart» hätte gedeihen müssen. Maria Wasers Wirklichkeit ist demnach nicht einfach die lebendige Gegenwart, denn wer mit ganzer Kraft sich dem Leben widmet, «sieht wohl das Nahe und Einzelne», er verliert aber leicht Zusammenhang und Überblick, oder er bedarf seiner nicht. Dem Dichter ist es gegeben, «Zusammenhang und Überblick zu suchen» und «die Wirklichkeit als Sinnbild zu fassen, als das aus dem Erlebnis der Vergangenheit geschöpfte Beispiel des Lebendigen» .

«Wirklichkeit als Sinnbild zu fassen» geht nicht ohne Schmerz, die Gabe der Deutung schliesst den Dichter nicht selten von dem aus, was er zu deuten versteht. Das Ausgeschlossensein ist eines der grossen Themen des Romans.

Der Frage der Sinnbildhaftigkeit der Menschen und Geschehnisse des Dorfes soll auf den nächsten Seiten nachgegangen werden. In Ansätzen soll die Symbolhaftigkeit «des kleinen Welttheaters einer lebendigen Dorfschaft» erhellt werden. Auch die Menschen dieses Romans – die grosse Frau, das Genie, Bierchristen – dürfen wir als Sinnbilder verstehen. Wir täten Maria Waser Unrecht, wollten wir ihr Werk nur als einen Schlüsselroman lesen; selbst die Tatsache, dass dieses Dorf selbstverständlich Herzogenbuchsee ist, hat eigentlich geringe Bedeutung. Das ganze Geschehen und alle Menschen darin sind auf die Ebene des Symbolhaften gehoben.

Dieses Symbolhafte wird uns im zentralen Kapitel «Die Sternkarte» erschlossen. Der gestirnte Himmel ist Ausdruck einer grossen Ordnung, die

über allem steht. Wenn das Kind mit dem Vater auf die kleine Sternwarte des elterlichen Hauses steigt, wird es von dieser grossen Ordnung ergriffen. Der Vater, aufs Dach steigend, «verschwindet zwischen Sternen», er erscheint dem Kinde dort oben «wie Gottvater in der Kinderbibel». Der Anblick der grossen Himmelsordnung enthebt die Menschen dem Alltag, das Dorf unten verschwindet. «Ja, wir waren zuoberst in der Welt und unter uns alles weggesunken, die ganze viellärmige, sonst so wichtige Stimme des Dorfes verrauschte, verging, starb irgendwo im undenkbar Tiefen.»

Dem kleinen Mädchen ist das Weltbild, das sich hier eröffnet, noch geozentrisch. Das Dorf ist der Weltmittelpunkt – ein Mikrokosmos. Darüber spannt sich der Sternenhimmel, der dem Dorf Geborgenheit gibt, der es umhüllt mit dem Sternenmantel. Diese kindliche Überzeugung – das Dorf ist ein Mikrokosmos, ein Welttheater, auf dem gültig das ganze Leben und Sein sich abspielt, und es ist umgeben und beschützt von der grossen Ordnung des gestirnten Himmels – diese kindliche Überzeugung durchzieht hoffnungsvoll das ganze Werk. Das Verhältnis Mikrokosmos–Makrokosmos ist das symbolische Grundmuster des Romans. Die Menschen sind eingefügt in den Kosmos; dieser wird durch sie begreifbar, sowie der Mensch seinerseits nur durch das Wissen um den Kosmos begreifbar wird. Die Ordnung des Himmels findet eine Entsprechung in der Ordnung des Dorfes. Doch wie bietet sich der Nachthimmel dem staunenden Kinde dar? Der Himmel ist «eine neue Welt, in der man allein war, die man sich erobern musste». Langsam werden dem Mädchen am Himmel Stern-Bilder sichtbar: Alltägliches, wie man es im Dorfe vorfindet, das «kleinrädrige Leiterwägelchen», aber auch Fremdes, Mythologisches; Tiere bevölkern den Himmel, Geschichten geschehen dort oben – die Mutter erzählt sie, es sind Geschichten, die auch im Dorfe passieren könnten. Insofern stimmt das kindliche Weltbild: das Dorf mit dem Elternhaus, darüber – gleichsam als dessen Abbild – die Geborgenheit des Sternenhimmels.

Aber schlagartig wird dem Kinde auch die Unbehaustheit dessen bewusst, der die grosse Ordnung begreifen will. «Da fiel mir plötzlich ein, wie sie nun drunten bei der warmen Lampe sassen, Mutter und Schwestern, und sich Trauliches erzählten, und auf einmal packte mich dieses Grauen der Einsamkeit und das grenzenlose Heimweh.» Da erleidet das kindliche Weltbild einen ersten Stoss, «die qualvolle Spannung meines Daseins – ach, jedes Menschen-Mittlerdaseins» wird dem Kinde Maria zum ersten Mal bewusst. Der Sternenmantel umhüllt nicht nur und gibt nicht nur Geborgenheit, er

Loch, Oschwand. Land der Hügel Maria Wasers. Foto: Val. Binggeli

lässt uns plötzlich auch in Abgründe blicken. Und wie ist auch das Dorf voll dieser menschlichen Abgründe, die sich den Mitmenschen plötzlich auftun können. Dort, wo das Kind zum ersten Mal das eigentliche Wesen und Schicksal des Suppenkari erkennt, wird es vom nämlichen Grauen ergriffen; auch in Bierchristens Schicksal und in demjenigen Holdis, der am Auffahrtstage aus dem Leben geht, tun sich plötzliche Abgründe auf. Das Dorf ist keine Idylle. Und wie man im Anblick des ordnenden Sternenhimmels plötzlich von Grauen und namenloser Einsamkeit erfasst werden kann, so bricht bei allen Menschen dieses Romans immer wieder ein dunkler Abgrund durch. Hinter dem ganzen Dorf, dem ganzen Land unter Sternen, steht eine Welt des Leides, der Not, der Einsamkeit, des Todes. Diese Welt ist immer da, sie bricht immer wieder ein ins dörfliche Leben. Auch der Sternenhimmel selbst, als Symbol einer grossen Ordnung, bleibt vom Einbruch des Entsetzlichen nicht verschont: Eines Abends scheint er zusammenzustürzen: «Ich

hatte wohl schon öfter vereinzelte Sternschnuppen gesehn, und jedesmal war es ein herzerregendes Ereignis; aber hier dachte man nicht mehr an Sternschnuppen: in kurzen Blitzen, in langen Feuerbahnen, in Funken und Tropfen zuckte, zischte, sprühte, feuerregnete es aus dem schwarzen Schoss, als ob das Firmament auseinanderbräche. Ich weiss nicht mehr, wie ich auf die Terrasse gelangte. Plötzlich stand ich dort draussen, schluchzend, laut schreiend in meiner Verzweiflung: ‹Die Sterne, meine Sterne fallen herunter!›»

Ich möchte die Welt des Entsetzlichen, der Not und der Einsamkeit, des Todes und des Leids vorsichtig die «Welt des Anderen» nennen. Keiner der Menschen des Dorfes bleibt von diesem Anderen verschont. Erst durch das Annehmen der düsteren anderen Welt dahinter wird er zum ganzen Menschen.

Wie deutlich kommt das zum Ausdruck in den beiden zentralen Gestalten des Romans: der grossen Frau und dem Genie. Das ganze Leben und Werk der grossen Frau ist gezeichnet von Leid und Krankheit, von jenem Anderen. Obwohl aus dem Dorfe stammend, kehrt sie aus der Ferne, aus Indien, gleichsam auch aus einer anderen Welt, in den Roman zurück. Ihre grossen sozialen und karitativen Werke, die sie im Dorf vollbringt, sind immer Werke und Taten, die der Krankheit und dem Tode abgerungen sind. Was sie tut, ist immer ein Trotzdem, immer eingedenk des Anderen; «es gab Tage, wo ihr Wesen sich wie ein dunkler Schatten über alles legte. An solchen Tagen schien ihre Gestalt grösser als sonst, ihr Gesicht verschlossener, der Mund gepresster denn je.»

«Die Einsamkeit war dann um sie wie ein kalter Hauch; der breitete sich langsam aus, bis alle Wärme und Freudigkeit ringsum tot war.» Die grosse Frau steht ausserhalb, ihr Leben hat sie zur Aussenseiterin gemacht, aber gerade weil sie aussen steht, jene Welt des Anderen kennt und durchlebt hat, gerade deshalb ist sie ein ganzer Mensch und kann grosse Werke tun. Erst ihre Briefe, die nach dem Tode der grossen Frau in die Hand der Dichterin gelangen, zeigen, aus welchen namenlosen Tiefen diese Frau die Kraft geschöpft hat, ihre grossen Werke zu tun.

Hierin gleicht sie der Dichterin, deren Gabe des Deutens sie auch oft ausschliesst von der lebendigen Gegenwart; ist nicht auch diese Gabe eben nur möglich durch das Namenlose, Andere? Maria Waser deutet es in der «Zueignung» an. Es besteht eine geistige Verwandtschaft zwischen der Dichterin und der grossen Frau. Nur die Kenntnis des Anderen, der Welt hinter den Dingen, befähigt, das «Leben als Sinnbild zu fassen».

Wie stark ist auch die zweite zentrale Gestalt des Romans in beiden Welten zu Hause! Das Genie – der Bäcker-Köbi – wie sehr ist auch er ein unbehauster Mensch. Vor allem als Archäologe macht er sich einen Namen, auch im Bergbau wird er tätig. Dieser Zug in die Tiefe, ins Innere der Erde, ist er nicht auch zu verstehen als ein Umfassen-Wollen und Einbeziehen jener anderen Welt des Hintergrundes und des Todes! Wie der Sternenhimmel Unsichtbares, Unwägbares verbirgt, so liegen auch in der Erde Hintergründe, Anderes verborgen. Die Ausgrabungen und Unternehmungen des Genies sind zwar anfänglich vom Glück begünstigt, doch selten kann es in seiner ruhelosen, stets wandernden Art die Früchte seines Wirkens ernten. Der Weltkrieg zerstört seine Bergbau-Unternehmung, wie einst ein Brand Suppenkaris Chronik zerstört hatte, mit welcher dieser den Käfig seiner Einsamkeit hatte durchbrechen wollen. Auch wenn die Unternehmungen des Genies immer wieder fehlschlagen, es hat – wie die grosse Frau – immer wieder die Kraft zu einem Neuanfang. Als der Bäcker-Köbi später gelähmt ist, hat er trotzdem noch die gleiche Energie zu rastloser Tätigkeit, geschöpft aus der Tiefe jener anderen Welt.

Vielleicht verstehen wir jetzt die Menschen des Dorfes besser auf dem Hintergrunde der beiden Hauptgestalten. Nicht allen ist es gegeben, das Andere, das Wissen um Tod und Nacht, zu ertragen und einzubeziehen, um daraus die Kraft zu Grossem zu schöpfen. Nicht wenige zerbrechen an dieser anderen Welt, leben ein nur vordergründiges Leben, werden aber unentrinnbar von dem Anderen eingeholt. Symbol für dieses nur vordergründige Leben ist die «Sonne». Ein Gasthof zwar, aber eben auch ein Himmelsgestirn – trotz seiner Fassadenhaftigkeit ein Teil der grossen Ordnung. Alles ist hier Fassade, Vordergrund. Die andere, tiefere Welt wird ängstlich versteckt und verleugnet. Gaststube und Saal sind grossartig, prunkvoll und strahlend. «Aber wenn ich einmal am Tag in das Haus kam, wie das alles anders aussah! Da merkte man, dass das mit der Sonne eine Täuschung war. Nur die Fassadenzimmer hatten das helle Licht, alle anderen lagen schattenhalb, dem unendlichen dunklen Gang entlang, in dem es übel roch nach Feuchtigkeit und Wein.» Ausdruck dieser trostlosen Fassadenhaftigkeit ist auch «der Öldruck mit dem betenden kleinen Mädchen», der in der hinteren Wohnstube lieblos zweimal nebeneinander an der Wand hängt.

Die Sonnenwirtin – als menschliche Verkörperung dieser Fassadenhaftigkeit – wird von diesem Anderen eingeholt; fast alle ihre Kinder sterben, sie selbst nimmt sich aus Verzweiflung das Leben. Auch ihre Tochter erleidet ein

ähnliches Schicksal. Der Krämer, der durch die Heirat mit einer viel älteren Frau geglaubt hatte, bald ein reicher Erbe zu sein, um als solcher die Welt vordergründig zu geniessen, lebt ein armseliges Leben ohne Hoffnung, tyrannisiert von seiner kranken Frau. Dennoch liegt es der Dichterin fern, über diese Menschen den Stab zu brechen. Auch sie gehören zum Dorf, ihr Bemühen, das Andere zu verdrängen, macht sie nicht weniger liebenswert. Sie sind Ausgeschlossene durch ihr Unwissen, wie die grosse Frau oder das Genie Ausgeschlossene waren durch ihr Wissen. Auch diese Menschen müssen auf ihre Art das Andere erleben und tragen. «Ja, Sterne und die grosse Ordnung und die heilige Reinheit. Aber wenn es uns so weit hinausführt, dass wir die Not der nahen Schwester nicht mehr verstehen? Wäre es da nicht besser, durch Unordnung und Schuld zu waten als so vor der armen Schwester stehn zu müssen, so hilflos, so unfähig zur Hilfe?» Das Waten durch Schuld und Unordnung ist auch eine Form des Einbezugs des Anderen. Auch dieses ist Erfüllung des Loses; welcher Weg der schwerere sei, braucht nicht entschieden zu werden. Diese Einsicht ist auf der symbolischen Himmelsebene angedeutet. Der Vater erklärt dem Kinde nach und nach die wahren Verhältnisse der Sterne untereinander. Er führt seine Tochter behutsam ein in das Wesen der Planeten, in ihre Bahnen und Kreise. Doch die Einsicht, dass Sternbilder Illusionen sind, dass sie sich nur dem Auge als Bild darstellen, die Einsicht, dass der Himmel nichts Festgefügtes ist, dass er «– ewig werdend – in ungeheuren Kreisen daherbraust», diese Einsicht zerstört das ursprüngliche Weltbild des vom Sternenmantel beschützten Dorfes keineswegs. Im Gegenteil: «Nicht nur mein Kindersternenhimmel, auch meine kindliche, menschlich bestimmte Gottesvorstellung weitete sich nun ins Unendliche, und begrifflich Begrenztes zerging vor den erschütternden Ahnungen des Herzens. Hatte vordem mein Sternenhimmel einer reich gebogenen, vielstrophigen Melodie geglichen, so erhob sich nun die Weltenmusik in unermesslichen Fugen; aber die unendlichen, unendlich sich überwölbenden Stimmen galten dem einen ewigen Thema. Und keine der Stimmen ging verloren, jede behielt ihr Recht. Was hiess nun gross, was klein? Alles geborgen im gleichen Geschehen, alle getrieben, getragen, umhüllt, alle durchdrungen vom Atem Gottes.»

Auch die Einsicht, dass die Erde klein ist, ein Stern unter vielen, vermag nichts zu ändern am Glauben an die Geborgenheit unter dem Sternenzelt. Der Sternschnuppenfall hat ja den Himmel auch nicht zerstört. Eine Zeichnung der winzigen, unbedeutenden Erde im Verein mit den anderen Pla-

neten – ins Allerleiheft auf die letzte Seite gemalt – vermag die Dichterin immer wieder an die grosse Ordnung zu erinnern, die Welt des Dorfes mit ihren Sorgen im rechten Verhältnis zu sehen: «Und jedesmal, wenn es mir heiss oder weh übers Herz kommen oder zornmütig in den Kopf steigen wollte, blickte ich heimlich auf jenes Wunderblatt, und immer fühlte ich Trost und Beschwichtigung und so etwas wie Ausstrahlung eines umhüllenden, allwissenden Lächelns. Der Himmel weiss, wieviel dieses einfältige Schulheftblatt an meiner leidenschaftlichen, vielstrebigen Natur zurechtgerückt hat.» In dieser letzten Einsicht, dass alles eingebettet bleibt in der grossen Ordnung, trotz des Anderen – einer Einsicht, die von allem Anfang an den Roman hoffnungsvoll bestimmt hat –, kann Maria Wasers Werk im Einklang mit der Allharmonie schliessen. Mit ihrem Vater besucht die Dichterin die Bauern in den Hügeln, in der Umgebung des Dorfes. Der Vater, der als Arzt diese Bauern ein Leben lang betreut hat, will sie ein letztes Mal sehen. Er ist fast erblindet, er hat die grosse Ordnung verinnerlicht und bedarf ihres Anblicks am Himmel nicht mehr. Auch die Bauern wissen um die grosse Ordnung, sie spüren sie in unmittelbarer Anschauung. Sie müssen nicht darum kämpfen wie die grosse Frau oder das Genie. Sie müssen sich auch nicht fürchten vor der grossen Ordnung, um doch schliesslich von ihr eingeholt zu werden – wie die Sonnenwirtin, wie der Krämer. Der Lebensweg der Bauern ist ein stetiges Heimwandern in die grosse Sternen-Ordnung hinein.

Biografische Anmerkung

Maria Waser-Krebs wurde am 15. Oktober 1878 als Tochter des Arztes Walther Krebs und seiner Frau Marie, geb. Schüpbach, in Herzogenbuchsee geboren. Sie tritt im Frühling 1894 ins Bernische Lehrerseminar ein, wechselt aber bereits im Herbst ans städtische Knabengymnasium Bern. Im Jahre 1897 erwirbt sie die Matur. Nach Sprachstudien in Lausanne und Bern studiert Maria Waser Geschichte und promoviert als erste Schweizer Historikerin mit einer Dissertation über «Die Politik von Bern, Solothurn und Basel in den Jahren 1466 bis 1468». Es folgen langete Aufenthalte in Italien als Gast bei Irma Cerutti und Vernon Lee. Bis 1904 redigiert Maria Waser die Zeitschrift «Fürs Schweizerhaus» in Neuenburg, später ist sie Redaktorin der Kunst- und Literaturzeitschrift «Die Schweiz» in Zürich. Im Jahre 1905 verheiratet sie sich mit Dr. Otto Waser. Dem Ehepaar werden zwei Söhne geschenkt, Hans 1906 und Heini 1913.

Maria Waser gehört zu den bedeutendsten Dichterinnen der Schweiz, ihr Werk hat weltweite Anerkennung gefunden. Ein Verzeichnis ihrer Schriften findet sich im Band «Berner Erzählungen/Wende», Frauenfeld 1959, Seiten 517–524. In den Jahrbüchern des Oberaargaus

von 1969 und 1974 sind Gedichte von Maria Waser veröffentlicht; Ausschnitte aus den Romanen «Land unter Sternen» und «Sinnbild des Lebens» finden sich in den Jahrbüchern 1971 und 1978. Die Gemeinde Herzogenbuchsee ernannte Maria Waser 1932 zur Ehrenbürgerin. Sie starb 1939, am 19. Januar.